

*Ludwig Muth*

## Der Christ und die Bücher

Anstöße zu einer Theologie des Lesens

Wenn man überlegt, was Jesus nicht gewesen ist, kommt man mit Sicherheit zu einer zunächst befremdlichen Feststellung: Jesus war kein Autor. Ähnlich wie Sokrates hat er sich ganz auf die Kraft der Rede verlassen. Konnte er überhaupt schreiben? Bei der Begegnung mit der Ehebrecherin (Joh 8, 8 ff.) malt er zwar mit dem Finger in den Sand. Es können Buchstaben gewesen sein, aber auch andere Zeichen. Der Sinn dieser Geste ist dunkel. Sonst ist an keiner Stelle des Neuen Testaments überliefert, daß Jesus etwas geschrieben hat. Wenn eine größere Entfernung zu überbrücken war, verfaßte er keine Briefe, sondern schickte Boten. Er hatte auch offensichtlich nicht im Sinn, die Kernsätze seiner Lehre schriftlich festzuhalten, was unter den religiösen Meistern seiner Zeit nicht unüblich war. Wenn er selbst nicht schreiben konnte oder mochte, hätte er einen Schüler bitten können, das Gehörte aufzuschreiben, zum Beispiel für die Anhänger, die nicht immer mitziehen konnten. Doch in den Evangelien ist dergleichen nicht zu finden.

### Prediger, nicht Autor

Sind solche Texte möglicherweise doch entstanden, aber in den Wirren des Karfreitags verlorengegangen? Das ist unwahrscheinlich; denn man hätte sie bei dem Prozeß in Jerusalem mit Sicherheit als Beweismittel der Anklage verwendet.

Daß sich Jesus selbst als Prediger, nicht als Autor verstand, bezeugt er selbst vor dem Hohenpriester: „Ich habe öffentlich zur Welt geredet. Ich habe immer in den Synagogen und im Tempel gelehrt, wo alle Juden zusammenkommen“ (Joh 18, 20). Er fordert den Hohenpriester nicht auf, doch einmal nachzulesen, was er gelehrt habe. Als Zeugen kann er nur auf seine Hörerschaft verweisen. Wir haben uns viel zu sehr an den schriftlosen Jesus gewöhnt, um uns darüber zu wundern, daß er seine Botschaft, von der er wußte, daß es die endgültige und unwiederholbare Offenbarung Gottes war, dem flüchtigen Weitererzählen anvertraute. War Jesus so naiv zu glauben, das bloße Weitererzählen verbürge eine authentische Überlieferung? Er war sich der Gefahr bewußt, daß seine Lehre falsch wiedergegeben werden könne. „Wer also dieses geringste Gebot aufhebt und die Menschen so lehrt, wird der Geringste heißen im Himmelreich“ (Mt 5, 19). Doch muß er nicht

wissen, daß falsche Lehren keineswegs immer einem Täuschungswillen entspringen, sondern auch auf unangemessene Weitergabe zurückgehen können?

Trotzdem gab er seinen Anhängern keine geschriebene Magna Charta der anbrechenden Gottesherrschaft mit auf den Weg, sondern er vertraute allein auf die Durchsage des Parakleten. Nicht der Buchstabe, der Geist sollte führen. „Der Geist der Wahrheit wird euch zur vollen Wahrheit führen... Er wird mich verherrlichen, weil er von dem Meinigen nehmen und euch verkünden wird“ (Joh 16, 13). Wußte der Menschensohn überhaupt, daß es einmal ein „Neues Testament“ geben werde?

### Jesus – ein Leser?

Jesus war kein Autor. War er ein Leser? Es war nach Lukas (4, 16) seine Gewohnheit, am Sabbat in die Synagoge zu gehen, um aus der Bibel vorzulesen. Die Szene in seiner Heimatstadt Nazareth ist eindrucksvoll geschildert. Man reichte ihm das Buch des Propheten Jesaja, und Jesus fand offensichtlich ohne langes Suchen die Stelle, auf die er sich berufen, die er auslegen wollte.

Eigenartigerweise gibt nur Lukas eine detaillierte Schilderung des lesenden Jesus. In den Parallelstellen bei Matthäus (13, 54) und Markus (6, 2) ist nur die Rede vom lehrenden Jesus. Man könnte also auch fragen, ob es sich bei der eindrücklichen Schilderung des lesenden Jesus durch Lukas um eine redaktionelle Inszenierung handelt, die die Bedeutung des Auftritts in Nazareth hervorheben soll. Lebte Jesus nicht in einer Welt weitgehend mündlicher Überlieferung? Mußte er überhaupt Leser sein, um sich in den Schriften seines Volkes auszukennen?

In seinen Reden zitiert er die Bibel aus dem Kopf. Niemals schaut er eine Stelle nach, obwohl er dies manchmal von seinen Gesprächspartnern verlangt: Was steht im Gesetz, was liesest du? Keine Stelle des Evangeliums zeigt ihn mit einer Schriftrolle in der Hand, verifizierend, was er von den Alten sagt, und schon gar nicht wird er irgendwo geschildert als ein über dem Text grübelnder oder betend versunkener einsamer Leser.

Nun ist in der Antike der Leser vornehmlich Vor-Leser, also eher eine soziale als eine private Figur. Aber es gab auch damals schon den Für-sich-selbst-Leser, so wie er uns heute geläufig ist. Zu denken ist an den heiligen Ambrosius, von dem Augustinus staunend erzählt, daß er sich nicht einmal von den eintretenden Schülern aus seiner Lektüre herausreißen ließ. In der Apostelgeschichte (8, 26 ff.) ist die Rede von dem äthiopischen Kämmerer, der auf der menschenleeren Straße von Jerusalem nach Gaza fährt, in einen Jesajatext vertieft. Er muß ein reicher Mann gewesen sein; denn er hatte ein Stück Bibel zu eigen.

Jesus, wenn er überhaupt in den Heiligen Schriften gelesen hat, war im Gegensatz dazu wohl immer darauf angewiesen, sich einen Text „auszuleihen“, sei

es in der Gemeinde, sei es bei befreundeten Schriftgelehrten. Wir wissen heute, was es für die Entstehung stabiler Leseneigungen bedeutet, über eine wenn auch noch so kleine Bibliothek zu verfügen. Bücher machen Leser. So fordert Paulus Timotheus ausdrücklich auf: „Bring mit, wenn du kommst, auch die Bücher, vor allem die Pergamente“ (2 Tim 4, 13). Eine ähnliche Aufforderung von Jesus ist uns nicht bekannt. Die Stunde Jesu war nicht die Stunde des Lesers. Er bedurfte keines Mediums, und die Freunde, die er um sich versammelt hatte, hatten an ihm selbst Genüge.

Das sollte unter den Jüngern freilich nicht so bleiben; denn nach seinem Abschied begann man zunächst die Sprüche, Reden und Gleichnisse des Herrn aufzuschreiben, um sie der schwankenden Erinnerung zu entreißen. In der Urgemeinde entstand jenes einmalige Bündnis zwischen Christentum und Schrift, zwischen Glauben und Lesen, das zur Voraussetzung dafür wurde, daß aus der kleinen Gruppe um Jesus eine Weltbewegung wurde, die aber bei aller Expansion sich immer wieder zurückorientieren konnte am Ursprung der Offenbarung. Erst durch das Buch konnte der Glaube der Urgemeinde zur Norm werden für die Christen aller Zeiten und Nationen.

Man stelle sich nur einmal vor, Jesus sei in einer Zeit geboren worden, in der es noch keine Schrift gegeben hätte. Dann hätten wir heute statt einer Theologie eine Mythologie. Selbst aus der Epoche der Keilschrift ist eine differenzierte Überlieferung kaum denkbar. Bestenfalls wären ein paar Grundtexte an uns gekommen. In der Zeit Jesu aber gab es in der antiken Welt bereits umfassende Aufzeichnungsmöglichkeiten auf transportablem Schreibstoff, gab es literarische Kommunikation, Vervielfältigungsstuben und Buchhändler, Bibliotheken und Leser. An dieser Stelle verbindet sich Gottes Heilswillen unauflöslich mit der Geschichte des Lesens. Von hier ab ist Christentum ohne Buch nicht mehr denkbar.

### Freiheit und Unfreiheit des Lesers

Freilich müssen wir uns vor einer Verabsolutierung des Buchs hüten. Es ist in der Glaubensgeschichte etwas Nachgeschobenes. Jesus und seine Freunde sind der Ursprung, sie bedurften des Buchs nicht. Erst als der Abstand zu ihnen größer wurde, erst als die Gemeinde über den Kreis der Augenzeugen hinauswuchs und andere Menschen erreichte, erst als die raumzeitlichen Bedingungen des Glaubens sich radikal veränderten, wurde das Buch zum Medium der Mitteilung Gottes, wurde das Lesen zu einem Weg der Heilsfindung.

Was vergegenwärtigt sich nun dem Christen, der das Neue Testament liest? Nicht etwas Starres und überwältigend Jenseitiges, das seiner Phantasie keinen Spielraum mehr ließe. Hier unterscheiden sich die beiden Buchreligionen Christentum und Islam grundsätzlich.

Wenn der gläubige Muslim seinen Koran liest, liest er die durch den Propheten beglaubigte arabische Abschrift des Urkoran, der seit ewigen Zeiten bei Gott wohnt. Nicht der Prophet ist vom Himmel herabgestiegen. Auch er ist nur Empfänger. Gesendet ist von Allah der Koran, das Heilige Buch. Zwischen zwei Buchdeckeln empfängt der Muslim gleichsam das unerschaffene Wort Gottes selbst. Der lesende Christ dagegen wird „nur“ Mitglied der Urgemeinde. Niemals steht er dem Logos selbst gegenüber. Er sieht in der Bibel Jesus wie in Spiegeln. Nicht einmal dieses Bild stimmt; denn in allen Texten ist das Geschehen der Erlösung gesehen aus dem Blickwinkel der Augenzeugen und in der Zielsetzung der verschiedenen Schriften. So empfängt der Leser unterschiedliche, manchmal sogar widersprüchliche Jesusbilder, was man lange für einen Nachteil gehalten hat, den man durch Harmonisierung aufzuheben versuchte.

Doch kann man sich auch fragen, ob diese Vielschichtigkeit der Schilderung nicht verhütet, daß der Christ ein Text-Sklave wird, ein Gefangener absoluter Sätze, die sich nicht mehr in die Geschichte der Menschheit hinein entfalten können. Der Buchstabe tötet, der Geist ist es, der lebendig macht. Diesem Geist läßt die Bibel Spielraum.

Es scheint, daß Gott den Leser seines Wortes in Freiheit will, ja, seine innere Beweglichkeit durch die Art der Überlieferung geradezu herausfordert, weil er nur so eine Antwort erwarten kann, die aus dem Tiefsten der Menschenseele kommt. Wenn der Christ strammstehen müßte vor unverrückbaren göttlichen Bildern und Worten, dann könnte sein Ja ein schnelles und erzwungenes sein. So aber formt sich seine Zustimmung, freilich auch seine Ablehnung, in der lebendigen Auseinandersetzung mit der Heiligen Schrift und all den Büchern, die ihrerseits in der Auseinandersetzung mit der Schrift entstanden sind. (Haben die wohlmeinenden Zensoren späterer Jahrhunderte das vergessen, indem sie den Christen vor dem Abenteuer des Lesens zu bewahren versuchten?)

Bibel und religiöse Bücher sind keine Informationsschriften, die ihren Zweck erfüllt haben, wenn sie ihr Wissen im Bewußtsein des Lesers abgeladen haben. Sie gehören zu der Kategorie der bewegenden Bücher, wozu zum Beispiel nach griechischer Lehre die Tragödie zählt, die eine Katharsis bewirken soll. „Jede Schrift ist... nützlich zur Belehrung, zur Widerlegung, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit“, heißt es im zweiten Timotheusbrief (3, 16).

So ist die Umkehr des Herzens die adäquate Antwort des Lesers auf die empfangene Botschaft. Biographische Zeugnisse dafür gibt es in Fülle, angefangen von Augustinus, der unter dem Feigenbaum die unwirkliche Stimme hörte: „Nimm und lies“ – als er las, schwanden alle Zweifel der Finsternis – bis zu Edith Stein, die im Bücherschrank ihrer Freundin Hedwig Conrad-Martius die Autobiographie der Teresa von Avila fand und darüber zum Glauben kam. Was sie Jahre hindurch verzweifelt gesucht hatte, wurde ihr im Augenblick des Lesens geschenkt: „Das ist die Wahrheit.“

## Von der Inspiration zum inspirierten Leser

Wer sich mit solchen Texten beschäftigt, dem drängt sich die Frage auf, ob wir von der Inspiration nicht größer denken müssen. Natürlich vertritt kaum einer heute noch ernsthaft die Auffassung, der Heilige Geist habe in der Weise des Diktats den Verfassern die Feder geführt. Eher stellt man sich die Inspiration vor als eine Art notariellen Akt, der als Heilsbotschaft beglaubigt, was niedergeschrieben wurde.

Doch ist der Akt der Inspiration damit beendet? Die Zeugnisse der heiligen Leser ermutigen dazu, uns die Inspiration vorzustellen als einen dauernden Akt der Einwohnung des Geistes in der Schrift, bildlich gesprochen als ein im Text weitergegebenes verborgenes Feuer, das sich den Menschen aller Zeiten und Räume mitteilen kann. Dann würde die Geistverheißung, die der schriftlose Jesus seinen Jüngern mitgegeben hat, übergehen auf die folgende Generation, die lesend Zeugen seiner Offenbarung werden will. Zielt die Inspiration nicht letztlich auf den inspirierten Leser? Natürlich kann man die Bibel auch rein sachlich lesen, als völkerkundliches oder als religionsgeschichtliches Dokument, als Lehrbuch kluger Verhaltensregeln oder auch als theologisches Arbeitsmaterial. Doch wenn man zu ihrem Sinn gelangen will, muß man sich von ihr entzünden lassen.

Das brennende, aber nicht verbrennende Buch spielt in der alten Symbolsprache eine große Rolle. Es wird dadurch angezeigt, daß das Buch kein totes Denkmal ist. Aus dem lebendigen Glauben der Urgemeinde entstand die Niederschrift, aus der Niederschrift soll wieder lebendiger Glaube werden. In der Hingabe an die Schrift wird das Feuer des Geistes übertragen aus der Zeit Jesu bis ans Ende der Tage. Das macht die Würde des Lesers in der Kirche aus.

## Martin Luther und die Folgen

Martin Luther hat das vielleicht besser gesehen als seine Opponenten. Er gab dem aktiven Umgang mit dem Gotteswort einen höheren Stellenwert im Leben der Christen. Von sich her sei die Bibel heilstiftend. So ermunterte er seine Anhänger, sich persönlich in den heiligen Text einzulassen und nicht darauf zu warten, daß einem daraus etwas mitgeteilt wird.

Die katholische Kirche dagegen hat die Bibel, vor allem aber das Alte Testament, noch lange als eine Art Geheimbuch behandelt, nur für den Expertengebrauch und zur amtlichen Verkündigung. Es schien ihr verdächtig, daß der Protestantismus eine Unmittelbarkeit des Lesers zu Gott propagierte und praktizierte. Wurde dadurch nicht das Lehr- und Priesteramt überflüssig? Gerieten damit nicht entscheidende Glaubenswahrheiten in die Beliebigkeit subjektiver Ausdeutung?

Eine der Ursachen dafür, daß es seit Luther in Deutschland zwei deutlich

unterscheidbare konfessionelle Kulturen gab, ist die unterschiedliche Bewertung des privaten Lesens. Von heute her schlägt man sich selbstverständlich auf die Seite der protestantischen Leser-Freiheit. Aber man darf nicht übersehen, daß die Kirche der Gegenreformation berechtigte Angst hatte vor der Sprengkraft dieser Freiheit.

Schon in der Antike hatte es den Streit der Leser gegeben. Man kennt die peinlichen Szenen, wie ganze Mönchsschulen, im „Vollbesitz“ der Wahrheit, gegeneinander zu Felde zogen. So erwies es sich bald als notwendig für die Einheit und die Zukunft der Christenheit, in Konzilien Grundsätze des Glaubens verbindlich auszulegen. Freilich waren die Leser der frühen Christenheit eine überschaubare Minderheit.

### Vergebliche Bücherverbote

Anders stellte sich die Situation in der Reformationszeit dar. Lesen war kein klerikales Privileg mehr. Immer mehr Bürger beschäftigten sich mit der inzwischen auch ins Deutsche übersetzten Bibel und mit den reformatorischen Schriften. Jeder Leser ein potentieller Protestant?

In dieser Situation begnügte sich die katholische Kirche nicht mehr damit, in einem Konzil Leitlinien des Glaubensverständnisses zu geben, sondern sie griff direkt in die Souveränität des Lesers ein durch den Index librorum prohibitorum, der in seiner ersten Form 1559 veröffentlicht wurde. Damit definierte die katholische Kirche nicht nur, was nicht zu glauben, sondern auch, was gar nicht erst zur Kenntnis zu nehmen sei. Sie traute sich zu, schon vor der Ernte Weizen und Unkraut zu scheiden. Noch Leo XIII. rühmt den Eifer und die Umsicht, mit der die Päpste besorgt waren, „gleich wie guten Samen von Unkraut, die guten und heilsamen Bücher von den schlechten, den verfälschten und gefährlichen zu scheiden, damit nicht das christliche Volk durch unbedachtsamen und mutwilligen Gebrauch dieser letzteren an Glauben und Sitten Schaden leide“.

Die Folgen dieses amtlich verordneten Marsches in die Unmündigkeit verdienten eine eigene Untersuchung. Hier wenigstens ein kurioses Beispiel dafür. In seiner Schrift über die Irrtümer der Lutheraner und Calviner versichert der Kirchenlehrer Franz von Sales, daß er Luther und Calvin genau zitiere, und fährt dann fort: „Wir bitten inständig unsere katholischen Leser, nun deshalb keinen bösen Verdacht gegen uns aufkommen zu lassen, als hätten wir die verbotenen Bücher trotz der Verbote der Heiligen Kirche gelesen. In aller Wahrheit können wir versichern, nichts gelesen zu haben, was einem jeden Christen nicht gestattet ist.“

Geschichtlich gesehen ist der Index nur eine (relativ milde) Spielart altkirchlicher Buchpolitik, die anknüpfen konnte an dem literarischen Autodafé, das Paulus in

Ephesus veranstaltet hat. Schriften im Wert von 50 000 Silberdrachmen wurden damals ein Raub der Flammen (Apg 19, 19). Mit Berufung darauf sorgte das Konzil von Nicäa für ein kaiserliches Edikt, das jedem die Todesstrafe androhte, der die Bücher des Arius verberge und nicht sofort zum Verbrennen abliefern. Immer wieder flammte in der christlichen Antike der Scheiterhaufen für Bücher auf, wie man meinte zum Heil der Leser. Aber Bücher – das gehört zu ihrer Eigenart – sind weder durch Feuer noch durch Schwert aus der Welt zu schaffen. Wie lange hat die katholische Kirche gebraucht, dies zu verstehen!

Die Legende berichtet von dem Rabbi Chanjanja ben Tradjon, der sich bei den Römern verhaßt gemacht hatte, weil er ein treuer Leser und Befolger der Tora war. Sie wickelten ihn daher in eine Torarolle ein und steckten ihn an wie eine Fackel. Seine Schüler fragten ihn, was er sähe. Er antwortete sterbend: „Das Pergament verbrennt, aber die Buchstaben fliegen in die Luft.“

### Ursachen des katholischen Leserdefizits

Als man einsehen mußte, daß die Lesebewegung durch Verbote auf Dauer nicht wirksam zu lenken war, versuchte man sie pastoral zu vereinnahmen. Angestrebt wurde eine totale, keimfrei gehaltene Gegenwelt, in der der Katholik alle seine literarischen Bedürfnisse befriedigen könnte, vom Hauskalender bis zum Kunstwerk. Das Buch als zweite Kanzel – unter dieser Prämisse konnte man eifriges Lesen sogar als gottesfürchtiges Werk fördern. Freilich wurde Lesen in diesem Konzept nicht als ein Akt der Freiheit gesehen, sondern als ein Ausdruck wachsamer Kampfmoral. So ermahnte der Freiburger Erzbischof 1903 in einem Hirtenbrief gegen die schlechten Bücher, Schriften und Tagesblätter, „daß ihr die gute Presse mit allen Mitteln unterstützt und treu zu Religion und Kirche steht in dem großen Kampf des Glaubens gegen den Unglauben, daß ihr mithelft, die schlechten Schriften durch die guten zu verdrängen“.

Schon Joseph von Eichendorff hatte in seinen kritischen Schriften darauf hingewiesen, daß Poesie keine Magd sei, weder der Religion noch der Moral. Doch die Selbstvernebelung riß erst völlig auf, als Carl Muth 1898 im Veremundus-Streit die Frage stellte: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?“ Die Antwort, die der spätere Hochland-Begründer selbst gab, war ernüchternd: „Wir haben nichts, rein gar nichts.“ „Catholica non leguntur“ lautete damals ein gehässiges Verdikt. Bestand es zu Unrecht?

Die Spätfolgen literarischer Bewahrungspolitik sind heute noch nachweisbar. Katholiken haben ein meßbar geringeres Leseinteresse als Protestanten, und zwar gleichgültig, wie sie zu ihrer Kirche stehen. Beispielsweise griffen nach einer Allensbacher Umfrage von 1981 47 Prozent aller Protestanten, aber nur 40 Prozent aller Katholiken ein- oder mehrmals in der Woche zum Buch. Die folgende

Statistik zeigt, daß diese Differenz auch innerhalb eines vergleichbaren Sozialmilieus nicht verschwindet:

	Protestanten	Katholiken
Es lesen täglich, mehrfach oder wenigstens einmal in der Woche:		
Personen mit mittlerer Reife	57 %	50 %
Personen in Kleinstädten	41 %	35 %
Selbständige Geschäftsleute und freie Berufe	52 %	49 %

Die Meinung, Katholiken würden weniger lesen, weil sie in einem ungünstigeren gesellschaftlichen Milieu aufwüchsen, ist nicht aufrechtzuerhalten. Das sogenannte Leserdefizit ist nicht sozial, sondern konfessionsgeschichtlich zu erklären. Doch wie ist es zu bewerten?

Gerhard Schmidtchen deutet in seiner Studie „Protestanten und Katholiken“ (Bern 1973) die geringere Leseneigung der Katholiken als Ausdruck einer Glaubenssicherheit innerhalb eines geschlossenen Systems, in dem Entscheidungen über die letzten Fragen der Daseinsgestaltung in der Hand einer einzigen Institution liegen. Den typischen Protestanten dagegen betrachtet er als einen Menschen von unendlicher Offenheit, einen ewigen Wanderer, der mit seinen Fragen nie an ein Ende kommt, weil es für ihn keine abschließende Instanz gibt. Sein intensiveres Lesen sei Ausdruck dieser inneren Unrast.

Doch ist diese Unrast in jeder Hinsicht unglücklich? Und ist es andererseits in jeder Hinsicht gut für den Christen, sich vom Abenteuer des suchenden Lesens zu dispensieren, weil er sich amtlich auf sicherem Boden weiß? Von den Menschen, die durch die Begegnung mit einem Buch auf den Weg ihrer Vollendung gebracht wurden, ist nicht bekannt, daß sie brave und selbstgenügsame Leser waren. Ihre Erleuchtung setzte offensichtlich das Wagnis des Lesens voraus. Könnte es sein, daß man Menschen, indem man sie vor dem Wagnis des Lesens zu bewahren versucht, auch vor dem Gottesgeist bewahrt, der den Lesern verheißen ist?

Seit der Reformation hat die katholische Kirche ein gebrochenes Verhältnis zum Leser. Ein (hoffentlich letzter) Ausdruck dafür ist das Mediendekret des Konzils, in dem das ureigene Massenmedium der Kirche, das Buch, überhaupt nicht erwähnt wird. Der Leser existiert in diesen Texten nur als Objekt von Ermahnungen und Warnungen und als Adressat einer Gesinnungspresse im Stil des 19. Jahrhunderts.

### Die Weltstunde des Lesers

Die Konzilsväter glaubten aktuell sein und etwas sagen zu müssen zu den neuen Massenmedien, die freilich etwas Erleuchteteres verdient hätten. Sie übersahen dabei das umstürzend Neue, das sich in unseren Zeiten ereignet: die totale Alphabetisierung der Menschheit. Was sich im 15. Jahrhundert ankündigte, was Gutenberg durch seine Erfindung entscheidend förderte, was Martin Luther



geistlich legitimierte, kommt im dritten Jahrtausend zu seiner Vollendung: Fast alle Menschen werden dann Leser sein, wenn auch nicht im gleichen Maß und auf dem gleichen Niveau. Wenn aber die Glaubensgeschichte schicksalhaft mit der Geschichte des Lesens verbunden ist, tritt die Christenheit mit der Totalalphabetisierung in eine neue Epoche ein. Potentiell jedenfalls hat morgen jedermann die Möglichkeit, persönlich und ohne Zwischeninstanz vom Wort Gottes angesprochen zu werden.

Eine Parallele drängt sich auf. 2000 Jahre hat es gedauert, bis der Befehl Jesu, alle Völker zu lehren, wirklich erfüllbar geworden ist. 2000 Jahre hat es gedauert, bis die Menschheit sich so weit entwickelt hat, daß die Botschaft der Bibel, jedenfalls der Möglichkeit nach, alle Menschen direkt und unmittelbar erreichen kann. Erst jetzt ist die Schrift, wie Karl Rahner in der Januarnummer dieser Zeitschrift schrieb, im Stadium der vollen Realisierung ihres eigenen Wesens. Endet der Weg des Heils, der mit dem schriftlosen Jesus begann, in der Weltstunde des Lesers?

Wenn diese Entwicklung so auf uns zukommt, was macht dann die Kirche mit dem Leser? Genügt es, den Index in aller Stille zu beerdigen, die Pastoralisierung des Buchs aufzugeben, ein bißchen Medienpolitik zu treiben und allenfalls noch neidvoll auf die evangelischen Glaubensbrüder zu schauen, in deren Leben das Lesen eine andere Rolle spielt? Müßte man jetzt nicht, um noch einmal einen Gedanken von Karl Rahner aufzugreifen, gründlich über das Geheimnis nachdenken, daß das Wort Gottes, als ein Menschenwort inkarniert, zu seinem vollen Wesen gekommen ist, indem es Buchwort wurde? Braucht man jetzt nicht eine *Theologie des Lesens*?

Von einer solchen Theologie her könnte deutlich werden, daß es mit der Totalalphabetisierung der Menschheit nicht getan ist. Wer Gottes Wort lesend empfangen will, muß Lesen gelernt haben auf den Knien des Herzens, und das ist etwas anderes als ein Spaziergang durch die neuesten Zeitungsnachrichten, das flüchtige Aufnehmen von Gebrauchsanweisungen oder kurzweilige Unterhaltung. Aber Lesen auf den Knien des Herzens heißt auch nicht Ausschaltung der Vernunft, naives Annehmen, Indoktrination. Eine eigene Weise des Lesens wäre zu entwickeln und einzuüben, so wie es ja auch eigene Weisen der Meditation gibt. Und vielleicht wäre die Kirche angesichts ihrer bisher gescheiterten Buchpolitik nicht schlecht beraten, solche Bemühungen unter den Schutz jener heiligen Leser zu stellen, an denen die Glaubensgeschichte reich ist.

Die Kirche ist dem Leser seit der Reformation zunächst mit Mißtrauen, dann mit Verboten begegnet. Dann hat sie versucht, ihn pastoral zu vereinnahmen. Schließlich hat sie ihn vergessen. Jetzt müßte sie anfangen ihn zu lieben.